Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Band: 28 (1946)

Heft: 47

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 20.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 22. November 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 47

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Nobelpreise

El. St. Unter den dieses Jahr von der schwedischen Akademie verliehenen Nobelpreisen befinden sich drei, welche uns als Frauen und Schweizerinnen ganz besonders freuen.

Der Friedenspreis ist an zwei Persönlichkeiten gegangen, deren ganzes Lebenswerk der Sicherung des Friedens und der Völkerverständigung galt: an die Amerikanerin Emily Greene Balch und den Amerikaner John R. Mott. Miß Emily Balch wurde 1867 in Massachusetts geboren, studierte später in Paris, Berlin und Chicago Nationalökonomie und interessierte sich früh sehr lobhaft für die Frauen-, aber vor allem für die Friedensfrage. 1915 war sie Delegierte am Internationalen Frauenkongreß Im Haag, und von 1919 bis 1922 war sie Sekretärin der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, der sie ihre beste Kraft zur Verfügung stellte, um sie von 1936 an als Präsidentin durch eine schwierige Zeit zu führen.

Dr. John R. Mott ist der Begründer und frühere Vorsitzende des Internationalen Missionsrates und Präsident des Weltbundes der Christlichen Jungmännervereine (Y. M. C. A.). Durch seine weitsichtige und unermüdliche Tätigkeit hat er äußerst wichtige Vorarbeit für die kirchliche Einigungsbewegung geleistet, und die „Basler Nachrichten" wiederholen dem heute Einundachtzigjährigen, was sie ihm zu seinem 70. Geburtstag geschrieben hatten:

„Es ist das Lebenswerk eines Laien, der nie Theologe hat sein wollen, weil er sich als Laie berufen wußte, mit dem allgemeinen Priestertum, wie es die evangelische Kirche vertritt, voll und ganz ernst zu machen."

Zum zweiten Mal ist der Literaturpreis an die Schweiz gefallen, oder besser gesagt, an einen ihrer Söhne, der ihr durch sein ganzes künstlerisches Werk, vor allem aber auch durch seine geistige Haltung, in guten und bösen Zeiten Ruhm und Ehre gebracht hat. Als Deutscher von Geburt kam Hermann Hesse jung in die Schweiz, lebte sich hier so gut und ganz ein, daß er schon lange einer der Unsrigen geworden ist und in seinem Werk und seiner Geisteshaltung in einer selten glücklichen Art die wertvollen Seiten der alten deutschen klassischen Kultur mit dem Ideal eines übernationalen Humanismus vereinigt, den er tief in schweizerischer Art und Freiheit verankert weiß. Uns allen, in deren Generationen er aufgewachsen und „groß" geworden ist, ist er lieb geworden in seinen Werken, im Peter Camenzind, Unterm Rad, im reifen Glasperlenspiel, und wie vielen von uns ganz besonders in seiner feinen, künstlerischen, fein ziselierten Lyrik, in der trotzdem die Form noch lange nicht das Schönste ist, sondern die warme, vibrierende Seele, die mit so wenig Worten im Hörer und Leser tiefste Sehnsüchte weckt und zugleich stillt.

Heute, wo ihm, wie einst Karl Spitteler, die Ehre des Nobelpreises als eines Förderers des Guten und Idealen im Menschen zuteil geworden, heute danken auch wir Frauen ihm für alle Schönheit, die er uns für stille Stunden geschenkt hat.

Allerlei Großes und Kleines

El. St. Wenn wir die Tageszeitungen einigermaßen regelmäßig verfolgen, so fällt uns immer wieder auf, wie nah gegenwärtig in der ganzen Welt Großes und Kleines beieinander liegt. Während in der UNO Tag für Tag heiß und hartnäckig um die Gestaltung des Friedens gekämpft und gerungen wird; während das Internationale Rote Kreuz, die UNRRA, die Schweizerspende und all die vielen großen und kleinen Hilfsorganisationen ihr Menschenmögliches tun, um dem Welt-Elend und der Welt-Not zu steuern, sind die Regierungen der verschiedensten Länder gezwungen, sich um oft sehr kleine und allzu menschliche Dinge zu kümmern und im Kampf gegen Habsucht, Schwarzhandel und Gangstertum aller Art ihre beste Zeit und Kraft zu vergeuden.

Statt daß die Menschen nach beendetem Weltkrieg froh und dankbar über des Mordens und des Grauens Ende nun ihre besten Kräfte dem Wiederaufbau der Welt zur Verfügung stellen würden, sind es überall nur die materiellen Ansprüche und Forderungen, die ihr Tun und Handeln bestimmen. Streik folgt auf Streik, Aufstand auf Aufstand, und überall gärt so viel Unzufriedenheit und Auflehnung gegen die bestehende Ordnung, daß man sich wirklich fragen muß, wie in einer solchen Welt und mit einer solchen Menschheit ein Friede aufgebaut werden soll, der Bestand haben kann. Denn wo in den Völkern intern dieser Geist der Unzufriedenheit herrscht, wird er leicht über die eigenen Grenzen hinausschlagen und einen Abfluß suchen in Ereignissen, welche den Weltfrieden gefährden.

Wenn wir uns umschauen in den Ländern Europas, so sehen wir mit Freuden, wie Belgien, Holland, Dänemark und Norwegen an ihrem Neuaufbau voran kommen, sehen mit großer Sorge, wie Frankreich, dessen intelligenter und persönlicher Geist der Welt so nötig wäre, sich in politischen und verfassungsmäßigen Konflikten und Kämpfen zersplittert und erschöpft, sehen mit Bedauern, mit welcher Mühe Italien seiner Schwierigkeiten immer noch nicht Herr wird. Wir sehen die Balkanländer, in denen unklare Verhältnisse herrschen, weitab von jedem demokratischen Ideal, und hoffen, daß Griechenland auf seinem Weg zur Gesundung nicht durch extreme und fremde Kräfte gehemmt werde. Ein Stück weiter auf dem Globus, schon in der asiatischen Sphäre platzen Bomben auf Bomben und werden Attentate verübt, von denen man das Gefühl hat, wenn schon — dann wären sie seinerzeit im Bereiche des Reichs nützlicher und begründeter gewesen. Aber es gibt immer einzelne Menschen und ganze Völker, die ein besonderes Talent haben, diejenigen zu verletzen und vor den Kopf zu stoßen, um deren Freundschaft sie einst froh waren.

In Deutschland herrscht bittere Not und ein allgemeines Durcheinander nach dem Prinzip „Ordre, contr'ordre, désordre", indem die Besetzungsbehörden der einzelnen Zonen viel zu wenig miteinander, ja oft gegeneinander arbeiten. In grausam harter Art muß das deutsche Volk jetzt büßen, was seine Horden in der ganzen Welt an Not und Zerstörung angerichtet haben. Groß scheint der Helferwille überall zu sein, aber die Rettung des deutschen Volkes liegt letzten Endes doch in seinen eigenen Händen und nicht in der — vom letzten Krieg her sattsam bekannten Methode, allen andern, die Schuld am Krieg und an den daraus erfolgten Zuständen zuzuschieben.

Neben all diesen großen Schicksalen und Aspekten scheinen uns unsere Sorgen und Schwierigkeiten klein und nicht so welterschütternd. Und doch, alles was innerhalb eines Volkes und Staates vor sich geht, ist irgendwie wichtig und zieht wie ein ins Wasser geworfener Kieselstein in kleinerem oder größerem Gebiet seine Kreise. Das allgemeine öffentliche Interesse gilt unserer Ernährungslage. Daß diese nicht glänzend ist, beweist die von Monat zu Monat „schlanker" werdende Lebensmittelkarte mit den vielen zu Nichtstun und Unnutz verdammten blinden Coupons. Entgegen der Auffassung in dem diese Fragen berührenden Artikel weiter unten, wissen wir, und haben wir das Vertrauen, daß unsere Behörden alles in ihrer Macht liegende tun, um die Lieferungen aus dem Ausland zu „beleben". Was schaden uns schließlich zwei Wochen ohne Schweinefleisch, im letzten Krieg gab es zweimal zwei ganze Wochen mit „überhaupt kein Fleisch". — Bedenklicher eigentlich als solche vorübergehende Störungen scheint uns die allgemeine Warenknappheit auch auf andern Gebieten zu werden: Schuhe, Strümpfe, Textilien, Confection, Papierbranche, Keramik, es gibt kaum einen Sektor mehr, in dem man noch richtig Auswahl hat und so kaufen kann, wie man kaufen möchte, nicht nur seinem Geschmack, sondern dem ewig an Schwindsucht leidenden Portemonnaie entsprechend. — Aber wo die halbe Welt hungert und noch nicht ganz in den Arbeitsprozeß eingeschaltet ist, wo eine andere Welt aus Uebermut über die Hochkonjunktur streikt und die Arbeit versagt, da kann man sich ja denken, daß nicht alles am Schnürchen gehen kann. Bei uns in der Schweiz mag übrigens das enorme Anwachsen des Fremdenverkehrs auch einen fühlbaren Mehrverbrauch an den vorhandenen Gütern verursacht haben. Und so sehr man sich freut für alle diejenigen, die nach Jahren des Darbens sich bei uns wieder einmal „ein wenig wohl sein lassen" konnten, so sehr wäre doch zu wünschen, daß im Hinblick auf das Ganze die Verpflegung in den Gaststätten wieder etwas beschnitten und vereinfacht würde. Es wäre nicht zu verwundern, wenn der oberflächlich beobachtende Tourist an vielen Orten aus dem Bemühen der Bevölkerung, ihm Freude zu machen, den Schluß zöge, die Schweiz sei ein Land Kanaan, in dem die guten und notwendigen Dinge unerschöpflich aus unseren Bergwänden fließen, und unsere Flüsse nur Milch und Honig führen.

Wenig behaglich ist die Geschichte mit den Enteneiern und den Folgen, die aus den damit importierten Bazillen entstanden sind und noch weiter entstehen können. Und da braucht es, es sei erlaubt, dies zu sagen, doch eine gewisse Naivität vom KEA., wenn es glaubt, die Gefahr damit bannen zu können, indem es durch eine Pressemeldung das Volk aufklärt, die Eier dürften nur nach zehn Minuten langem Sieden hart gegessen werden. Wie viele Abertausende von Hausfrauen hören niemals etwas von einem solchen Hirtenbrief — es wäre sicher besser, diese Eier würden ganz „abgestoppt" oder eventuell weitere Sendungen nur ganz konzentriert an Anstalten, Kantinen und dergleichen abgegeben werden, wo dann auch eine Sicherheit für die zehnminütige Siedezeit gewährleistet werden kann!

Weniger klein in der Dimension als die Sorge um die Enteneier berührt auch die Schweizerfrauen die Sorge um den Stand der Bundesfinanzen. Das Defizit ist riesengroß, und als gute Hausfrauen wundern wir uns, daß in einer Zeit, wo eine noch nie dagewesene Welle von Hochkonjunktur unsere gesamte Wirtschaft in fast allen Bezirken der Produktion trägt, daß es da nicht möglich ist, den nötigen Ausgleich zu finden, oder doch wenigstens eine schöne à conto-Abtragung an unsere Mobilisationsausgaben möglich zu machen. Wir schauen zu, wir wundern uns, wir halten den Mund, wie man es von uns Frauen erwartet und werden in Annut die uns zukommende vermehrte Last an Steuern und „Opfern" tragen.

Zum Schluß gedenken wir noch der abgeschlossenen Hilfsaktion der Schweizerfrauen und hoffen von Herzen, daß der große Aufwand an Zeit und Hingabe an dieses Werk schlußendlich von einem schönen Resultat gekrönt sei. Wenn nun auch die Päckli-Aktion abgeschlossen ist, so besteht immer noch ein gewisses Postcheck-Konto VIII 2116, welches nach wie vor „aufnahmefähig" ist und dem leitenden Komitee die Möglichkeit verschaffen will, die vielen Tausende von eingegangenen MC. einzulösen.

So geht Großes und Kleines nebeneinander

Eingabe der Frauenzentrale beider Basel an das Erziehungsdepartement

Basel, November 1946.

Herrn Regierungsrat Dr. C. Miville
Vorsteher des Erziehungsdepartements
Basel

Sehr geehrter Herr Regierungsrat,

Ihre Aufforderung an die direkt interessierten Kreise, Wünsche zur Revision des Schulgesetzes einzureichen, veranlaßt die der Basler Frauenzentrale angeschlossenen Vereine, erneut das Verlangen zu stellen, die in Paragraph 29 des Schulgesetzes vorausgesehenen obligatorischen hauswirtschaftlichen Fortbildungskurse beschleunigt zur Durchführung zu bringen.

Da der betreffende Gesetzesentwurf bereits vom Erziehungsrat genehmigt und vom Regierungsrat durchberaten ist, sollte es möglich sein, im kommenden Schuljahr die Kurse einzuführen.

Ihre Notwendigkeit ist unbestritten und durch die Erfahrungen der Kriegsjahre hundertfach erwiesen. Wir wissen, daß auch Sie unsere Ansicht teilen und bitten Sie deshalb, dem Wunsche im Interesse der Familien unseres Kantons möglichst bald zu entsprechen.

Mit dem Ausdruck unserer vollkommenen Hochachtung begrüßen Sie, sehr geehrter Herr Regierungsrat,

für die Frauenzentrale Basel-Stadt:
Die Präsidentin: G. Oeri-Sarasin
Die Sekretärin: E. Brogle-Huwyler

Weg nach Innen

Wer den Weg nach innen fand
Wer in glühndem Sichversenken
Je der Weisheit Kern geahnt,
Daß sein Sinn sich Gott und Welt
Nur als Bild und Gleichnis wähle:
Ihm wird jedes Tun und Denken
Zwiegespräch mit seiner eignen Seele,
Welche Welt und Gott enthält.

Hermann Hesse

Allein

Es führen über die Erde
Straßen und Wege viel
Aber alle haben
Dasselbe Ziel.
Du kannst reiten und fahren
Zu zwei'n und zu drei'n,
Den letzten Schritt mußt du
Gehen allein.
Drum ist kein Wissen
Noch Können so gut
Als daß man alles Schwere
Alleine tut. —

Hermann Hesse

Nachdruck verboten

Michaela

10

Ein Frauenschicksal

Von Irmgard v. Faber du Faur

Als Michaela am anderen Morgen an den Strand kam, stand Rösly mit den drei kleinen Mädchen schon an der Treppe, die sie immer benutzte, und die Kinder wollten Peter gleich in ihre Mitte nehmen. Michaela wehrte ab.

„Ich werde heute mit Peter zu den Felsen gehen, spielt ihr nur schön im Sand." — Dann teilte sie auf Deutsch Rösly das Verbot des Vaters mit. Rösly wurde sehr traurig. Michaela zog Peter schnell fort. Noch lange hörten sie die Stimmen der kleinen Mädchen:

„Warum gehen sie fort? Wann spielt er wieder mit uns?"

Von da ab suchte Michaela immer einen andern Teil des Strandes auf, sie sahen sich nicht mehr oder höchstens ganz aus weiter Ferne. Peter wurde wieder derselbe stille, folgsame, kleine Bub, der nichts aus eigenem Antrieb tat und manchmal erstaunt vor dem Meer saß und sagte:

„Es ist größer, als ich gedacht hatte."

In der anderen Woche war der Kartenkönig frei. Er erwartete Michaela bei den Felsen. Michaela war erstaunt, wie er aussah ohne seine goldgestickte Mütze und im gewöhnlichen Anzug. Er schien ihr älter und ein wenig erbarmungswürdig; sein Haar war nicht mehr sehr voll, sein Gesicht und seine Hände kamen ihr noch blasser vor als sonst. Er hatte für Peter ein kleines Fischnetz an einem Stiel mitgebracht, damit sollte er in den Wasserlöchern fischen und seinen kleinen, roten Eimer mit seiner Beute füllen. Michaela setzte sich zum Kartenkönig auf den Felsen, doch hielt sie zugleich immer Peter am Kittel fest und gab zwischenhinein auf seine Ausrufe und Fragen Antwort. Sie war beklommen, als der Kartenkönig zu sprechen begann.

Er erzählte ihr, er sei vor neun Jahren verheiratet gewesen. Seine Frau sei im ersten Kindbett dem totgeborenen Kleinen nachgefolgt. Seitdem habe er kein Mädchen mehr angesehen.

„Kommen Sie heute abend? Ich bin noch frei, so will ich Ihnen alle Erinnerungen zeigen, meine Wohnung, die für mich allein viel zu groß ist, doch für zwei ein herziges Nest."

Und nun kam, was Michaela geahnt hatte, das Geständnis seiner Liebe, sein Wunsch, sie aus der Sklaverei, die jede Stellung sei, zu befreien, sie zur Herrin eines kleinen Haushalts zu machen und zur Herrin und zum Kleinod seines Lebens.

Michaela waren Tränen gekommen, so sehr wurde ihr Herz bei seinen Worten zerrissen. Sie sollte befreit werden vom Dienen, von dessen Bitterkeit sie schon manches geschluckt hatte; dafür müßte sie die Frau des Kartenkönigs sein, von heute bis in ihre Todesstunde. Er wollte ihr die Stübchen zeigen, wie einem freien Tier seinen Käfig.

Er fühlte, daß er sie überrumpelt hatte und ihr Zeit lassen mußte. Er sagte:

„Wir wollen noch ein wenig bummeln und heute Abend kommen Sie zu mir herüber. Ich habe Sie erschreckt, nicht wahr?"

Sie nickte dankbar, daß er es merkte. Er tat ihr leid wie sie selber auch, so plötzlich vor eine so bitterernste Frage gestellt.

Peter zeigte alles, was in seinem kleinen roten Blecheimer kroch und schwamm und krabbelte: Muscheltiere, Krabben, Fischlein.

„Und nun schenken wir ihnen allen die Freiheit wieder!" sagte Michaela, „Paß auf, wie sie sich freuen werden!" Und sie zeigte Peter, wie er sachte den Eimer kippen mußte, und dann eines nach dem anderen zurück in sein geliebtes Wasser in den Felsenlöchern tauchte. Dann bummelten sie zu Dritt über den schönen weichen Sand, der Kartenkönig hatte leise seinen Arm hinter Michaelas Rücken geschoben; sie empfand diese Stütze als Wohltat in der inneren Aufregung, die sich nicht legen wollte. Als sie an einen belebteren Teil des Strandes kamen, sagte er plötzlich:

„Es ist besser, Fräulein Michaela, ich verlasse Sie hier. Auf heute Abend nicht wahr?"

durch das Leben der Völker und des Einzelnen, und wer im Kleinen treu ist, hilft am guten Großen bauen.

Wie lange noch . . . !

Nachdem sich die verfrühten Hoffnungen auf einen baldigen Abbau der Rationierungsmaßnahmen nicht erfüllt haben, hören wir nun in gewissen Zeitabständen aus Bern, daß unser Land in bezug auf die internationale Nahrungsmittelverteilung benachteiligt werde. Es heißt dann etwa: es werde weite Kreise interessieren zu erfahren, wie es um unsere Ernährungslage stünde. Das ist zweifellos richtig. Da diese Berichte jedoch meistens ein negatives Bild enthüllen, würde es uns aber mindestens ebenso sehr interessieren zu vernehmen, was dagegen unternommen werde.

Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Verhandlungen unserer Behörden mit den Alliierten das Bemühen von uns aus, dem Verhandlungspartner weitmöglichst entgegenzukommen.

Wir erinnern in diesem Zusammenhang an das „Currie-Abkommen", das in der Folge nur mangelhaft eingehalten wurde, ferner an die Verhandlungen mit alliierten Behörden über den Transit alliierter Staatsangehöriger durch unser Land, welches Zugeständnis uns mit der Aufrechterhaltung der Grenzsperre zwischen der Schweiz und Italien durch die Alliierten beantwortet wurde und uns dadurch die Benutzung der Häfen Genua und Savona verunmöglichte.

Es ist noch nicht so lange her, daß die Schweiz auf ihre Getreidequote zugunsten notleidender Länder verzichtet hat, und heute wirkt sich dieses Entgegenkommen wieder negativ aus. Wie lange noch werden wir Konzessionen ohne Gegenleistung machen? Das fragen sich heute wohl viele Schweizer mit Recht. Es ist leider nicht von der Hand zu weisen, daß die heutige Weltwirtschaftslage weitgehend von egoistischen und eigennützigen Handlungen bestimmt wird. Ein jeder versucht so viele Produkte des Weltmarktes als möglich für sich zu erhalten. Es gereicht unserem Lande zur Ehre, daß es sich dabei nicht vordrängt. Auf die Dauer aber läuft diese Bescheidenheit auf eine eigentliche Mangellage hinaus. Wohl leiden wir selber heute noch nicht ausgesprochen Not, es zeigt sich aber z. B. bei der Hilfsaktion der Schweizerfrauen, speziell beim Verkauf der 2-Franken-Lebensmittelpäckli für die man die Coupons nur zögernd hergibt. Daraus ersehen wir deutlich, daß eine ungünstige Versorgungslage bei uns sofort auch für notleidende Länder ihre Nachteile mit sich bringt.

Es hat aber unseres Erachtens auch wenig Sinn, unserem Volke immer wieder die Mangellage vor Augen zu führen, deren Vorhandensein uns ein Blick auf die Rationenkarte zeigt, ohne uns zu versichern, daß man Maßnahmen zu deren Behebung einleiten werde.

Schließlich kann der Bürger hier ja persönlich nichts ausrichten, er wird sich momentan ärgern oder gar darüber aufregen. Aufregungen aber bereitet uns die heutige Zeit wahrlich nicht zu knapp.

Wofür haben wir Beamte die unsere Volksinteressen bei der Beschaffung von Nahrungsmitteln vertreten sollen? Sie müssen unsere Sache verfechten, wollen sie unser Vertrauen nicht verlieren. Zumindest dürften sie aber von den Alliierten eine Erklärung dafür verlangen, daß man uns immer so benachteiligt. Es werden heute so vielerlei Konferenzen aller Art einberufen, zu denen wir unsere Delegierten senden, daß wir in der Lage sein sollten, bei den Alliierten Verständnis für unsere Lage zu erlangen.

Vielleicht ergeben sich aus einer Klärung der Lage von selber die geeigneten Maßnahmen, die ergriffen werden müssen, um unserem Lande seinen gebührenden Anteil an den Gütern der Welt zu verschaffen.

Es ist durchaus möglich, daß durch den Fremdenverkehr, dem wir unsere Pforten geöffnet haben, ein falsches Bild über unsere tatsächliche Lage entstanden ist.

Hilde Custer-Oczeret

„Der Geist weht, wo er will"

Aus dem Lande im Fernen Osten, in dem noch bis vor kurzem der Kaiser als unnahbare Gottheit über seinen Untertanen thronte und freies Denken in einem uns wahrscheinlich unvorstellbaren Maße unterdrückt war, vernimmt man vom Bestehen einer „Freiheitsschule". Man denkt sich Japans Städte in Trümmern und erfährt, daß diese Schule ununterbrochen seit 25 Jahren eine Gartenschule in blühender Umgebung der Stadt Tokio war und daß ihr Neubau nicht etwa nötig geworden ist, weil der Krieg den früheren Bau zertrümmert hätte, sondern weil diese Schule wahrhaft eigenen Gepräges, dieser Fremdkörper im Schulwesen des japanischen Staates, ihrer guten Frequenz wegen erweitert werden mußte.

Vor ungefähr sechzig Jahren siedelte ein junges Mädchen aus seiner Heimat im nördlichen Japan nach Tokio über, um dort die „High School" zu besuchen und sich später noch weiter zu bilden. Das Mädchen wurde die erste weibliche Journalistin Japans und brachte es sogar, nicht ohne starker Opposition und dem Neid zu begegnen — zur Hilfsredaktorin einer Tokioter Zeitung. Einer der Mitredaktoren wurde ihr Lebensgefährte. Er brachte den Plänen seiner jungen Frau hinsichtlich der Erziehung der japanischen Frau volles Verständnis entgegen und half ihr viel bei deren Verwirklichung. Das Ehepaar Hani gründete zunächst ein Frauenblatt, das heute noch in einer Auflage von 50 000 Exemplaren herauskommt. Der Zweck des Blattes war, die japanische Frau der großen Unwissenheit und dem Aberglauben, dem sie durch jahrtausende alte Gebräuche und Meinungen verfallen ist, zu entreißen und ihr die Möglichkeiten eines lichteren Daseins aufzuzeigen. Sicherlich ein gewagtes Unternehmen. Aber Frau Hani hatte den Mut dazu gewonnen aus einem tiefen Erlebnis ihrer anfänglichen Studienzeit in Tokio. Unter den Büchern, die es zu lesen gab, hatte sie auch das der Christlichen Lehre gefunden. Sie las es und las es wieder. Sie verkehrte nicht mit Missionaren, war also nicht von der Mission beeinflußt, aber sie hielt die Lehre des Neuen Testamentes der Christen für die Lehre zu einem glücklichen und sinnvollen Dasein. Sie hatte viele innerliche Kämpfe zu bestehen. Endlich vollzog sie den Schnitt: sie wandte sich von den Göttern ihres angestammten Glaubens ab und aus innerster Ueberzeugung dem Christentum zu.

„Ihr sollt die Wahrheit kennen, und die Wahrheit wird euch frei machen!" Besonders aus diesem Wort gewann diese japanische Frau, die selbst in der geistigen Gebundenheit aufgewachsen war, aus der sie ihre Mitschwestern herausführen wollte, den Mut zur Freiheit, zu einem Gemüts- und Geisteszustand, der in ihrem Land und Volk noch kaum ein fest umrissener Begriff war, und den Mut, unentwegt ihrer Berufung zu folgen und offen zu ihr zu stehen. Als sie anfangs der Zwanzigerjahre — in der politisch „freiheitlichsten Zeit" Japans — endlich daran denken durfte, den langgehegten Plan der Gründung einer Mädchenschule zu verwirklichen, gab sie ihr den Namen „Gartenschule der Freiheit" und darin lagen die hauptsächlichsten Grundsätze der Schule ausgesprochen: in einer Gartenatmosphäre, in der offenen blühenden Natur wollte sie eine natürliche Lebensweise lehren, eine Lebensweise, die frei sein sollte von uralten einengenden Vorurteilen und aus Aberglauben wuchernden Hemmungen. Frau Hani wagte es auch, die staatliche Anerkennung ihrer Schule nicht nachzusuchen, denn sie wollte eben gar nicht eine staatlich anerkannte Schule führen, sie mußte vom Zwang staatlicher Vorschriften frei sein, wenn sie ihre Lehre den Schülerinnen beibringen wollte.

Frau Hani hielt dafür, ihr Ziel, ihren Mitschwestern eine neue Lebensauffassung beizubringen, sei nur auf sehr weitführenden Wegen zu erreichen, sie müßte zuerst eine Kindergeneration mit ihren Ideen erfüllen und erst wenn deren Kinder zu Frauen und Müttern herangewachsen wären, würden sie ihre eigenen Kinder in dem gewünschten Geiste erziehen. Sie und ihr Gatte hatten sehr wenig Mittel, sich in das Abenteuer einer auf so lange Sicht auszuwerfenden Saat zu stürzen, aber sie wagten es in ihrem festen Glauben, das Richtige zu tun. Beinahe vollzog sich ein Wunder: der Zuspruch zu der neuen Schule erwies sich als unerwartet rege, denn die Saat, die das Ehepaar durch die Hausfrauenzeitschrift nun schon zwanzig Jahre lang ausgestreut hatte, begann Frucht zu tragen: viele Abonnentinnen schickten ihre Töchterchen in die Schule der Freiheit, sie wußten schon etwas um den Geist, der in der Schule walten würde und wollten ihn gern ihren kleinen Mädchen beigebracht wissen. Auch christliche Japaner unterstützten das neue Unternehmen, von dem Frau Hani bei der Eröffnung verkündet hatte: „In unserer Freiheitsschule gibt es keinen Lehrer im gewöhnlichen Sinne des Wortes (keinen Zwangsmeister). Schüler und Lehrer müssen einander respektieren, müssen gegenseitig die Vorzüge und Verdienste des Menschen im andern erkennen. In unserer Schule respektieren wir die Freiheit des Denkens und des Glaubens und wir achten die persönliche Freiheit eines jeden. Unsere wahre Weisheit, unsere Kraft und unsern Glauben erlangen wir nur, indem wir nach dieser Freiheit forschen und ihr Wesen lernen. Unsere Lebensführung aber muß auf einem klaren Grundsatz beruhen, und dieser Grundsatz für unsere Schule ist: Christus nachzuleben. Indem wir dies tun, laßt uns in Freiheit denken, lernen und üben."

Ein solcher Geist schloß zum vornherein die „Einpauk-methoden" der gewöhnlichen Schule des Landes aus: das Gründerpaar Hani wollte die Schüler nicht mit fertigen Meinungen und Theorien vollstopfen, zu denen sich die beiden selbst nicht bekennen konnten. Andererseits machten sie auch keine Versuche, ihre Zöglinge zum Christentum zu bekehren, jeder sollte in freier Entscheidung bei seiner angestammten Religion bleiben oder die neue annehmen, wenn er sich zu ihr hingezogen fühlte. Die freie Aussprache über geistige und religiöse Fragen und die Erkenntnis des Wertes der Schule, in der sie lernten, bewogen aber manche zur Annahme der christlichen Lehre. Der Ruf der Schule war allmählich weit gedrungen, der Mädchenschule mußte eine Knabenabteilung angegliedert werden, und viele Söhne und Töchter aus Buddhisten- und Shinto-Familien setzten ihre Studien an dieser „Schule der Freiheit" fort, da sie den Erziehungswert ihrer Lehre hocheinzuschätzen begannen.

Die Schüler und Schülerinnen müssen alle Hausarbeiten selber leisten: abstauben, kochen, servieren, und auch die gröberen, und sie tun sie mit frohem Willen. Was sie essen, ist auf der Schulfarm selbst gezogen, und auch die Buchhaltung wird von den Schülern besorgt und das Budget beraten. Die Zöglinge selbst haben dies alles vorgeschlagen, obwohl fast alle aus wohlhabenden Familien mit vielen Dienstboten stammen. Aber das ist eben der Geist dieser „Freiheitsschule": Initiative und unabhängiges Denken — unabhängig vom bisherigen Denken — werden ermutigt und Vorurteile fallen gelassen, und die Lehrer selbst stehen begeistert im Dienst ihrer Sache, immer „von den Schülern lernend". Das neue Schulgebäude, das anläßlich des 25jährigen Bestehens der Schule erbaut wurde, trägt die Inschrift: „Dieses kleine Schulhaus ist für die Freiheit in dem Geiste der Freiheit erbaut worden, den diese Schule lehrt. Es war gedacht, ein schlichtes, frohes Lernhaus für glückliche Kinder zu bauen. Die Architekten haben das herausgefühlt, als sie mit Herrn und Frau Hani die Pläne dafür ausarbeiteten und sie schätzen sich glücklich, zu sehen, daß nun dieses neue Schulhaus seine Kinder trägt wie ein Baum seine Blüten."

„Es ist ein aufrüttelndes Erlebnis", so schreibt Robert Peel in einem amerikanischen Blatt, dem wir diese Schilderung entnommen haben, „heute von der in Trümmer liegenden Stadt Tokio hinauszuwandern zu der blühenden Gartenschule der Freiheit und die lernefrigen, glücklichen Kinder zu sehen, denen kaum etwas anzumerken ist von den Tragödien, die sie in ihrer frühesten Jugend schon erlebten: geplünderte Wohnstätten, die Eltern zu Hause im Krieg umgekommen, die Brüder in Uebersee, und vor diesen kleinen Betroffenen liegt die Unsicherheit und vielleicht die Not . . . Aber hier sind sie geborgen, hier lernen sie auf ihre vielleicht schwere Zukunft hin. Wenige ausländische Besucher sind nicht überwältigt von diesem Stück Japan . . ."

Führen wir die Ueberlegung noch ein wenig weiter: Ein Vierteljahrhundert erfreulicher Entwicklung einer freiheitlichen Schule inmitten geistiger Unfreiheit — wie viel Gutes mag sie ausgerichtet haben, das nun in der neu begonnenen Aera der japanischen Geschichte erst recht zur Reife kommen wird. Ist es nicht an sich schon ein Beweis großer Tiefenwirkung, daß, gewiß dank höherer Fügung, selbst in den Jahren des finstersten Absolutionismus dieser Keimzelle der Freiheit der Atem nicht abgeschnitten werden durfte und daß dieser Schule heute größeres Vertrauen als je entgegengebracht wird. Der Geist weht, wo er will!

f.

Politisches und Anderes

Entscheide an UNO-Sitzungen

Der Schweiz ist eine Verlegenheit erspart worden — denn leicht hätte es sein können, daß bei allfälligen späteren Verhandlungen über einen eventuellen Beitritt der Schweiz zu den Vereinigten Nationen die Tatsache, daß die Schweizerfrau nicht Aktivbürgerin ist, ein Hemmschuh geworden wäre: In Lake Succeß hat das Komitee der UNO für kulturelle und humanitäre Angelegenheiten die dänische Resolution über die Gleichberechtigung der Frau einstimmig angenommen. Es wurde aber die Bestimmung gestrichen, nach der die Generalversammlung und der Sicherheitsrat bei der Entscheidung über die Aufnahme neuer Mitglieder in die Vereinigten Nationen den Status der Frauen in den antragstellenden Staaten zu berücksichtigen hätten. Am Ende der Schweiz zuliebe?

Der Sicherheitsrat der UNO genehmigte einstimmig den Expertenbericht über die Zulassung der Schweiz zum Internationalen Gerichtshof. Damit ist ein weiterer Schritt getan, der Schweiz den Weg zur Mitarbeit bei dieser wichtigen Institution, welcher die Beilegung zwischenstaatlicher Schwierigkeiten anvertraut werden kann, zu öffnen.

In Paris hat die UNESCO (United Nations Educational Scientific and Culturel Organisation) ihre erste Tagung begonnen. Sie ist die Nachfolgerin der s. Zt. vom Völkerbund geschaffenen internationalen Kommission für intellektuelle Zusammenarbeit, der damals auch Madame Curie angehörte. Ein ständiges Büro wird in Paris eingerichtet, man beabsichtigt Austausch wissenschaftlicher Arbeiten, die Verbindung mit den Geistesarbeitern aller Länder und durch sie Lösung von Aufgaben im Sinne der Völkerverständigung.

In Lausanne

hat die Gründungsfeier der General Guisan-Stiftung stattgefunden, welche bekanntlich den im Aktivdienst erkrankten und heute noch arbeitsunfähigen Wehrmännern zu Hilfe kommen will. Ueber 37 000 Spender folgten dem Aufruf und legten 741 000 Franken zusammen. Es ist anzunehmen, daß zwischen der Nationalspende — die bisher dem erkrankten Wehrmanne und seiner Familie half, wenn sein Anspruch an die Versicherung nicht genügte — und der neuen Institution die nötigen Vereinbarungen getroffen wurden, um Doppelspurigkeit zu vermeiden. General Guisan sprach allen Gebern seinen Dank aus und hofft, daß einem Gesuche an den Bund um Ueberweisung von 10 Millionen Franken aus der Wehrausgleichskasse an die Stiftung entsprochen werde.

Jungbürgerfeiern

Einige Jungbürgerfeiern haben diesen Monat stattgefunden. Wir hoffen, es sei nun selbstverständlich geworden, solche Feiern in den Gemeinden zu veranstalten und dabei auch stets die Mädchen einzuladen.

Die Gemeinde Jollikon (Zch.) hat an ihrer Feier der Jugend beider Geschlechter nebst Büchern die Bundes- und Kantonsverfassung, sowie die Gemeindeordnung überreicht. Man darf annehmen, daß in dieser Geste die selbstverständliche Anerkennung des jungen Mädchens als Bürgerin liegt und daß dies ein guter „Anschauungsunterricht" für die Jugend wie auch für deren Eltern sein werde.

Frau Anna Robs-Bernet †

Im Alter von 82 Jahren ist Frau Anna Robs, die Mutter von Bundesrat Robs, gestorben. Im sympathischen Nachruf, den das „Volksrecht" bringt, lesen wir:

„Mutter Robs war eine schaffige, täschlige Frohnatur. In ihrem Haus herrschten Fleiß und heiterer Sinn. Aber man schloß sich hier vom Leben der Gemeinschaft, der Gemeinde, nicht aus. Mutter Robs ließ sich das Verslein „die Frau gehört ins Haus" nicht zum starren Gesetz machen. Gerne besuchte sie Vorträge, auch solche politischen Inhalts. Eifrig verfolgte sie auch die Zeitungen Besucher in der Privatwohnung von Bundesrat Ernst Robs konnten die Freude erleben, daß sich Mutter Robs an der Unterhaltung beteiligte und keineswegs mit ihrer Ansicht hinterm Berg zurückhielt. Sie war kritisch im Urteil, aber von grundgütiger Seele."

E. B.

riri
gute Reissverschlüsse

Er schaute ihr mit einem fragend bittenden Blick in die Augen. Sie nickte:

„Auf heute Abend." Sie gab ihm die Hand. Dann ging er. Sie sah ihm nach. Er hatte etwas rührend Gutmütiges auch in seinem Gang. Er blickte nicht um. Sie wußte, er unterließ es um ihretwillen. Als sie ihn nicht mehr sah, setzte sie sich in den Sand und weinte. Peter sammelte um sie herum Muscheln in seinen kleinen Eimer.

Am Abend, nachdem sie mit aller Arbeit fertig geworden war, und Peter schon lange schlief, ging sie durch den dunklen Blumengarten nach vorn zum Hauptgebäude. Der Kartenkönig erwartete sie vor seiner Türe.

„Sie sind wirklich gekommen, Fräulein Michaela?" Sie erriet sein dankbares Lächeln mehr, als sie es sah in der Dunkelheit. Er nahm ihre Hand und führte sie eine Reihe von Stufen abwärts und ein schöner kleiner Vorplatz mit farbigen Vorhängen nahm sie auf. Am Kleiderhaken hing sein Dienstrock und seine Mütze. Jetzt hatte er eine bequeme samtene Hausjoppe an, die ihn so recht als lieben guten Kartenkönig erscheinen ließ. Er führte seinen Gast in ein grünes Zimmer mit schönen glänzenden Möbeln. Auf dem runden Tisch standen zwei Gläschen, eine Flasche und eine Schale mit Früchten. Darüber hing von der Decke herab ein kunstvoll ausgeführtes dreimastiges aufgetakeltes Segelschiff. Auf ihren Ausruf der Bewunderung erklärte der Kartenkönig, er habe das Schiff in seiner Jugend selbst gemacht.

„Wenn unsereiner nicht zur See kann, so muß er wenigstens ein Schiff basteln," sagte er.

„Sie sind hier von der Küste?" fragte sie.

„Ja, nicht weit von hier. Zur See zu gehen, fehlte mir die Gesundheit, vielleicht auch der Mut. Meine Louise hätte mich nicht gehen lassen. Sie hatte mich zu lieb."

Michaela und der Kartenkönig saßen sich gegenüber auf zwei grünen Polsterstühlen. Er schob ihr ein eingerahmtes Bild zu. Sie erschrak, als sie den ersten Blick darauf warf. Da stand der Kartenkönig, blaß, jung und schmal, ohne Bart, nur seine halbmondförmigen Augenbögen waren dieselben wie heute. An ihn schmiegte sich ein junges, schmales dunkles Mädchen, Michaela schien es auf den ersten Blick sie selber, so groß war die Aehnlichkeit. Darum hatte der Kartenkönig sie lieb.

„Nicht wahr, daß sie reizend war?" fragte er, begierig auf Antwort.

„Ja sehr" stammelte Michaela und fühlte, wie sie dabei von Blut übergossen wurde.

„Und so lieb" vollendete der Kartenkönig, „wie sonst nur noch Sie."

Sie war kleiner als Michaela, etwa wie Michaela mit fünfzehn, sechzehn Jahren, ehe sie zuletzt noch einmal aufgeschossen war. Sie sah immer noch auf das Bild. Ihre Hände, die es hielten, zitterten. Der Kartenkönig fühlte, er müsse sie ablenken. Er fragte sie nach ihrem Leben, nach ihren Eltern und Geschwistern. Michaela erzählte, wie sie ohne Vater und Mutter ganz allein in der Welt stehe. Sie erzählte aber auch von ihrer Kinderheimat in Feldmoos, von den Kindern, mit denen sie aufgewachsen war, von der guten Mutter. Dann erzählte sie vom „Hirschen" und der Doktorsfamilie, nur von Jeanette sagte sie nichts, und wie sie nun hier sei mit dem kleinen Peter. Dies alles hatte sie erzählt wie unter einem Zwang. Der Kartenkönig hatte die Gläser vollgeschenkt, es war ein süßer Schnaps, doch Michaela nippte nur. Auf einmal wurde sie lebhaft und erzählte von Rösly und was sie nun wußte von der Schweiz.

„Das war die Bekanntschaft, von der ich Ihnen erzählen wollte an dem Tag, an dem Sie mir . . ." sie wollte sagen, zum erstenmal den Nachtisch geschickt haben doch sie verbesserte sich:

„. . . an dem Tag, an dem Sie dem Kleinen die Fahne mit den drei Worten gegeben haben. Hier schien mir so viel von dem erfüllt. Hier schien mir der Keim des Friedens der Welt."

Sie war so eifrig, daß sie nicht merkte, wie wenig der Kartenkönig ihr folgte. Er sagte plötzlich:

„Es ist schon spät, Fräulein Michaela. Ich habe Ihnen die Hauptsache noch nicht gezeigt."

„Ach ja" sagte Michaela, plötzlich aus ihren Gedanken gerissen auch recht unbeteiligt. „Die Hauptsache soll ich noch sehen?" Plötzlich hatte sie wieder Angst. Plötzlich wußte sie wieder, wozu sie hierher gebeten worden war. Der Kartenönig stand auf. Er beugte sich zu Michaela:

„Kommen Sie!" Er führte sie an der Hand. Er zog den grünen Vorhang beiseite, der eine Türe verdeckte. Er öffnete die Türe, er drehte Licht an. Ein rotes Schlafzimmer lag vor Michaela. Jene große Betten waren mit einer roten Decke verhüllt. Rot war der Lampenschirm, rot die Vorhänge. Der Kartenkönig flüsterte:

„Seit neun Jahren schlafe ich nicht mehr hier, immer im grünen Zimmer auf dem Sofa. Ich möchte wieder hier schlafen."

„Machen Sie aus!" bat Michaela. Er löschte das Licht. Jetzt war es seine Hand die zitterte. Im grünen Zimmer sahen sich beide traurig an. Endlich bat der Kartenkönig:

„Setzen Sie sich noch einen Augenblick. — Sehen Sie, als Sie mir vorhin erzählten, wie so ganz allein Sie in der Welt stehen, wußte ich, darum sind Sie mir begegnet. Ich darf Sie aus der Heimatlosigkeit befreien. Haben Sie es nicht auch so gesehen?"

Michaela blickte ihn hilflos an. Er schenkte beiden noch einmal ein. Alles war so anders, als er es erwartet hatte. Er mußte einen neuen Versuch machen. Er trank sein Glas leer, er zog Michaelas Kopf zu sich her und küßte ihr Gesicht ab von oben bis unten. Sie ließ es sich geschehen und dachte nur immer: Der Arme! Als er abließ und sie fragend anblickte, die so gar nichts erwiderte, quollen ihre Augen von Tränen über.

„Sie sind müde, Sie müssen schlafen" sagte er traurig, plötzlich wieder ganz väterlich. „Ich begleite Sie hinüber."

„Ich gehe besser allein", meinte Michaela. Er bat:

„Schreiben Sie mir ein kleines Wort bis morgen früh, nur ein kleines Wort, damit ich hoffen kann. Wir werden es so schön haben zusammen, meinen Sie nicht?"

Eine Frau präsidiert den Schriftstellerverein Frankreichs

Es wird gewiß alle Frauen freuen, und ganz besonders diejenigen die selbst erfolgreich die Feder führen, zu erfahren, daß Camille Marbo, die berühmte Schriftstellerin zur Präsidentin des Schriftstellervereins Frankreichs ernannt wurde. Ehre die ihr schon zum zweiten Male widerfährt. Als Tochter von Paul Appel, der große Physiker an der Pariser Universität, und als Gattin Emile Borels, ehemaliger Marineminister und späterer Bürgermeister von St. Affrique im Dep. Aveyron, konnte sich Camille Marbo schon frühzeitig in diesem intellektuellen Milieu betätigen und ihr Talent ausbilden. Sehr begabt, fast mit männlichen Eigenschaften ausgerüstet, zeichnet sich Camille Marbo durch ihre ehrliche Denk- und Handelsweise aus, und war für ihren Vater, wie später für ihren Gatten, eine ausgezeichnete Mitarbeiterin. Im Jahre 1927 trat Camille Marbo als Mitglied des Komitees des Schriftstellervereins ein, und wurde sechs Jahre später zur Vizepräsidentin ernannt, um nach vier Jahren zur Präsidentin vorzurücken. Die heutige Erneuerung ihres Amtes bestätigt nur, welch gute Wahl damals getroffen wurde. Während der schrecklichen Kriegsjahre hat sich Camille Marbon in der Nächstenhilfe bewährt; mit ihrem Manne, gründete sie ein Spital, die Witwenspende die so vielen armen Frauen geholfen hat, Krippen, Beratungsstellen, Bibliotheken u. a. m. wurden ins Leben gerufen. Als die Deutschen Emile Borel ins Gefängnis warfen, übernahm seine mutige Frau die Bürgermeisterpflichten und Gemeindegeschäfte und war ein tätiges Mitglied der Widerstandsbewegung, der sie als Bindeglied die größten Dienste leistete, auf die Gefahr hin, selbst von dem Feinde abgeführt zu werden. Aber die mutige Französin übernand alle Schwierigkeiten und hatte stets nur ein Gedanke: dem Vaterland zu dienen und zu helfen. Unter der Leitung ihres Vaters war das junge Mädchen schon sehr früh ausgebildet und mit 14 Jahren waren ihr die gesamten Werke Dickens bekannt, dessen Ideen sie begeisterten und nicht ohne Einfluß auf ihr Talent blieben. Camille Marbo debutierte mit einer Uebersetzung von Emilie Brontoe, der „Christine Rodis", die sie mit 20 Jahren publizierte, folgte. Nacheinander, und in rascher Folge, erschienen andere Werke die stets großen Anklang fanden, der Leser liebte die freie Art Camille Marbos, ihre Aufrichtigkeit und die Klarheit der Ideen. Aber nicht nur schriftstellerisch hat sich Camille Marbo betätigt; sie unternahm Vortragstourneen ins In- und Ausland, die immer eine große Zuhörerschaft anzogen. Sie wirkte auch einige Zeit als Literaturkritikerin in der „Revue bleue" und erledigte sich ausgezeichnet dieser schweren Aufgabe. Camille Marbo ist Inhaberin der Medaille de la Reconnaissance und Mitglied der Ehrenlegion.

Marguerite Siegfried

Frauen im englischen Parlament

Eine „Eychange"-Meldung der „Basler Nachrichten" über die November-Parlamentssitzung sagt aus:

„Ganz außergewöhnliches Aufsehen erregten die Ausführungen der Abgeordneten Elly Bacon, die als Mitglied der Labourdelegation an der „Goodwill-Tour" nach der Sowjetunion teilgenommen hatte und dort Stalin sprach. Frau Bacon sprach vor dem Parlament: „Ich bin völlig vorurteilsfrei nach Rußland gegangen. Um Rußland selbst willen ist es an der Zeit, mit dem von den sogenannten Freunden der Sowjetunion geschaffenen Mythos ein Ende zu machen, daß Rußland ein Land des Ueberflusses ist und daß es dort so gut wie keine internen Probleme gibt. In Wirklichkeit ist das Leben in Rußland heute sehr bitter. Die Wohnungsverhältnisse sind absolut grauenhaft. Wir können uns das Elend gar nicht vorstellen. Moskau quillt mit Einwohnern völlig über. Ueberall stieß ich auf größte Freundschaft für unser Land, aber auch völlige Unkenntnis für Englands Leistungen. Ich bin überzeugt, daß das russische Volk keinen Krieg will. Wenn aber das Volk oder die Regierung ihn wollten, dann würden die internen Verhältnisse der Sowjetunion ihn überhaupt nicht aushalten lassen. (Diese Worte ließen das Unterhaus besonders aufhorchen.) Mrs. Bacon trat dann dafür ein, daß beide Länder sich durch gegenseitige Besuche besser kennen lernen sollten." F.

Wiedersehen mit Verena Conzett-Knecht

(Zu ihrem 85. Geburtstag am 28. November 1946.)

Fräulein Bögli, die anmutige Hausdame in der Villa Hornhalde, rückt der Besucherin im behaglichen Wohnraum einladend einen Sessel zurecht. „Frau Conzett wird gleich hier sein."

Ich trete ans Fenster; es ist ein klarer, funkelnder Spätsommertag. Ueber dem See weht eine leichte Bise, und die vielen Boote mit den geblähten Segeln wirken aus der Entfernung wie eine Schar lebendiger, weißer Riesenvögel, die mit offenen, schräggestellten Schwingen über blauen Wassern schaukeln. — Die Rüdseite des Hauses liegt in salzinierender Umrahmung; es ist ein wildwachsender Paradiesgarten, den Verena Conzett in ihrem untrüglichen Sinn für schöne Wirkung und „Harmonie im Unsymmetrischen" einst selber angelegt hat. Bäume und Sträucher tragen immer noch ihren grünen Schmuck und das satte Sonnenlicht läßt die glühende Pracht der bunten Zinnien noch einmal aufstrahlen.

Eine Hand legt sich auf meine Schulter. — Seit zehn Jahren stehe ich erstmals wieder Frau Verena Conzett gegenüber Wir begrüßen uns, lassen uns am offenen Fenster nieder — und wie damals — sind auch heute unsere Hände ineinandergelegt. — Gleich schimmernder Strangenseide liegt ihr das schlohweiße Haar über Schläfen und Stirn. Lange betrachte ich dieses mütterliche, durchlebte Greisinnenantlitz, mit den noch immer lebhaften, schalkhaft-fröhlichen Augen. Sie scheint körperlich gesund, ist geistig noch immer rege und nimmt an den Gegenwartsproblemen regen Anteil; an der Frauenfrage sogar in sehr positivem Sinn.

Während den Gesprächspausen leben sie wieder auf in mir, alle die schweren und schmerzvollen Episoden und Enttäuschungen ihrer frühen Jugend, die mir aus ihrem echten, wahren Lebensbuche „Erstrebtes und Erlebtes" so wohl bekannt sind. — Es war kein leichter Weg, von dem kleinen Gebutsthaus in Mellikon, wo Vreneli Knecht zur Welt kam, und von der sonnenlosen „Schmalzgrube" in Zürichs Altstadt, wo sie ihre ersten Kinderjahre verbrachte, bis zu diesem herrschaftlichen Ruhesitz in Kilchberg. —

Mit zwölf Jahren schon wurde Vreneli Knecht Fabrikarbeiterin um mit dem kargen Taglohn dem erblindeten Vater, der geplagten Mutter eine Stütze zu sein. — Wohl herrschte die Armut im friedlichen Heim der Familie Knecht, doch auch der Geist der inneren Wohlanständigkeit, der tapfern Wehrhaftigkeit gegen äußere Widerstände und die Bereitschaft, zusammenzuhalten und Für-einander da zu sein!

Hier wohl ist der Grund zu suchen, warum die spätere Gattin Conrad Conzetts, trotz schwerster Erlebnisse, ihren Lebensmut, ihren Zukunftsglauben, nie ganz verlor. —

Der Typhus entriß dem glücklichen, jungen Paar das erstgeborene Kind, ein Töchterchen. — Conzett, der temperamentvolle Sozialistenführer aus Bünden, wollte seinen arbeitenden Brüdern auf legalem Wege bessere Arbeitsbedingungen schaffen, die junge Gattin trat beherzt an seine Seite, reiste im Lande herum und hielt übetall dort aufklärende Vorträge, wo arme Heimarbeiterinnen gegen viel zu geringe Entlöhnung, an Webstühlen und Strickmaschinen werkten. — Der Weg zur Weltverbesserung führte über Dornen und Disteln, über tausend Widerstände. Conrad Conzett zerbrach daran, in einer Sturmnacht suchte und fand er den Tod in den Fluten des Zürichsees. — Der Schmerz der jungen Witwe war übermächtig; nur die Sorge um die geliebten Kinder hielt die Schwergeprüfte aufrecht und ihr stolzes Selbstbewußtsein; kein Makel durfte auf das Andenken des geliebten Verstorbenen fallen. — So nahm sie die schwere Schuldenlast auf die eigenen Schultern — und hielt durch! — Und als es endlich, nach jahrelangem Mühen aufwärts ging „über Schrunden und Felsen" — da traf die liebende Mutter der schwerste Schlag — die Grippe, die im Jahre 1918 im Lande wütete, entriß ihr, innert vierzehn Tagen die beiden Söhne. Aus tiefstem Leide erwuchsen der starkgeistigen Frau neue Kräfte zum Weiterleben und Weiterschaffen. — Galt doch ihr rastloses Streben nie nur der eigenen Lebenssicherheit.

Die von Frau Verena Conzett gegründete Familienzeitschrift: „In freien Stunden" fand mit der Zeit große Verbreitung, ward für ihre Gründerin ein wirklicher Erfolg, wurde der Grundstein zu ihrem spätern Wohlstand. — Bleibende Marksteine kennzeichnen den Weiterweg dieser tapfern Kämpferin. —

Zahlreiche Hilfsaktionen für Bedürftige wurden von ihr ins Leben gerufen. — Sie wurde Gründerin des Mütter- und Säuglingsheimes „Inselhof", mit ihrem Beistand konnte die behaglich-elegante, alkoholfreie Gaststätte für Frauen, „Zur Münz" erstellt werden.

Daß dieser Aufstieg einer Schweizer Frau gelungen, einer unentwegt Strebenden und Schaffenden, dies darf uns alle am Tage ihres 85. Geburtstages mit Stolz erfüllen! Sie nehme unser aller herzlichsten Glückwunsch entgegen! Mögen ihr noch viele, schöne Lebensjahre vergönnt sein!

Marianne Imhof-Zumbühl.

Eine Hundertjährige

100 Jahre Basler Nachrichten. Unsere große Kollegin im Blättermald hat auf den 16. November zur nachträglichen Feier ihres 100jährigen Bestehens eine prachtvoll ausgestattete reichhaltige Festnummer herausgegeben. Wenn man die bandartig dicke Nummer in Händen hält, so versteht man, daß sie wegen Papierkontingentierung diese Aeußerungen ihrer Lebenskraft um ein Jahr und 100 Tage hinausgeschoben hat, und erst jetzt, statt im April 1945 ihren Lesern sich als Hundertjährige vorstellt.

Wir wünschen den „B. N.", ihrem Stabe an Redaktoren und Mitarbeitern, an Arbeitern und Arbeiterinnen für die Zukunft alles Gute und verbinden mit unseren Wünschen den Dank für alle Anregung und Wegleitung, die auch unser bescheidenes Organ je und je von ihr erfährt.

Pädagogische Gymnastikvorführung

Fünf dem Schweiz. Berufsverband für Tanz und Gymnastik angehörende Lehrerinnen haben kürzlich an einem Sonntag in Zürich, im Kaufleuten-Konzertsaal, zu einer Matinee eingeladen, um in einleitenden und zwischen den Darbietungen gesprochenen Worten, sowie durch die „am lebenden Modell" gezeigte Gymnastik Wesen und Wert einer wohlfundierten und sinnvollen Körperschulung zu erläutern. Dieser begrüßenswerte Versuch lockte über Erwarten viele Zuschauer an, von denen sich wohl der eine oder andere vorgenommen hat, die Fesseln der Trägheit einmal zu sprengen und sich inskünftig unter der sympathischen und tüchtigen Schulung einer dieser Lehrerinnen zu etwas mehr Beweglichkeit, Elastizität und daher größerer Arbeitsfreude und Lebensbejahung durchzuturnen. Es handelt sich keineswegs um ein streng schulhaftes Turnen, man mußte bloß dieser „Gymnastik mit Kindern" (Nelly Reichling, Brotgasse 8, Zürich) zuschauen, diesen Streck-, Beuge-, Geh- und Springübungen, wie innerlich glücklich mitgehend die Gruppe diese ausführte! Ganz besonders vermochte diese erste Darbietung die von Grete Luzi (Freigutstraße 1, Zürich) eingangs gegebenen Aufschlüsse zu betonen, wonach es hier um eine Bildung nicht nur des Körpers, sondern abgerundet erzieherisch auch um eine solche der Seele und des Geistes geht. Was die Leserinnen am meisten interessieren wird, ist die Tatsache, daß Schüler und Schülerinnen jeden Alters und jeder Konstitution unterrichtet werden. Daß sich die Lehrerinnen für ihre Schüler mit größtem Einfühlungsvermögen, mit Geduld und ihrem ganzen Können zur Verfügung stellen, zeigte sich aufs schönste, als May Ziefle (Brotgasse 8, Zürich) eine Gruppe Frauen auf die Bühne treten ließ. Vielleicht hatten einige von ihnen, als sie sich entschlossen, Gymnastikstunden zu nehmen, eine schlechte Haltung, Nacken oder Rücken war in irgend einer Art versteift, und nun sind sie schon so weit, daß die Fehler sich korrigierten, daß der Körper gerade wurde, die Haltung, die Atmung besser, das allgemeine Wohlbefinden gehobener, das Selbstbewußtsein damit. Und was das bedeutet, weiß wohl nicht zuletzt eine berufstätige Frau ganz besonders zu schätzen.

Marta Lüscher (Neumarkt 13, Zürich) erklärte die Funktion der Lendenwirbel. Zufolge falscher Lage des Beckens, das des Körpers Mitte bedeutet, verändert sich auch die Wirbelsäule, es entstehen Krümmungen, das sogenannte Hohlkreuz zum Beispiel. Das Becken muß durchgearbeitet, die Wirbel müssen gelockert werden, die Schwergewichtslinie muß wieder durch die Mitte des Körpers gehen, was heißen will, daß der oder die Schülerin wieder richtig gerade stehen kann, daß das Körpergefühl geweckt worden ist. Mit einer Gruppe zeigte diese Gymnastiklehrerin dann, was mit dieser Art Spezialgymnastik zur Lockerung der Lendenwirbel gemeint ist, wobei fehlende Zeit und zu knapp bemessene Weite des Raumes leider die Vorführung noch weiterer aus diesem Körpertraining sich ergebenden guten Folgen verhinderten.

Den Eindruck des heiter harmonischen, vollends in Anmut befreiten, aber trotzdem bis ins feinste Durchgeschafften vermittelten die unter Grete Luzi arbeitenden Schüler und Schülerinnen. Die gymnastischen Uebungen waren mit dem Schwingen von Reifen, dem Spiel mit dem Ball verbunden, die Lehrerin wirkte in der Mitte der Gruppen mit; es wäre geradezu beglückend gewesen, diese Art Gymnastik am Schluß der Aufführung zu sehen, als Krönung des Ganzen; denn gegenüber all dem bis dahin beobachteten, den ganzen Körper erfassenden gymnastischen Schaffen fiel die nachher gezeigte „Tägliche Gymnastik für das gesetztere Alter" leider etwas ab, deswegen vielleicht auch, weil spürbar der Kontakt zwischen Bühne und Musik fehlte. Die unter derselben Leitung (Heidi Brücher, Trittligasse 38, Zürich) dargebrachten Walzer von Chopin und Ländliche Szene nach Mozart unter „Laientanz" sprachen dann wieder, in Komposition und Ausführung besser an, verrieten gute Technik und schönes Gestaltungsvermögen.

Die Veranstaltung vermittelte ohne Zweifel auch einen kleinen Einblick in den strengen, an Körperkraft, Intelligenz, Bildung und Persönlichkeit der Ausübenden große Anforderungen stellenden Beruf der Gymnastiklehrerin und in die verschiedenen Gebiete ihres Wirkens. Diese Pädagoginnen haben sich, wie bereits angetönt, zu einem Verband zusammengeschlossen, dessen Ziele hochgesteckt sind, der emsig und ernsthaft zu schaffen gewillt ist. Das Winterprogramm wird weitere Veranstaltungen bringen. Wo immer solche durchgeführt werden, möchten sich doch besonders die Frauen und Mädchen von diesem interessanten, von der disziplinierten Arbeit ausgesprochener Gymnastik bis ins schöpferisch-künstlerische Schaffen und Gestalten, bis zur Möglichkeit des Ausdrucks im Tanz hinreichenden Arbeitsfeld einen Begriff geben lassen, d. h., sie möchten hingehen und sich die Vorführungen ansehen, vielleicht geht es ihnen dann auch so, den einen und andern, daß sie ihre Hemmungen überwinden und sich in den Stundenplan einer tüchtigen Gymnastiklehrerin als Schülerin einreihen lassen.

BWK.

Schwesternzuwachs

In der Schweizerischen Pflegerinnenschule mit Krankenhaus Zürich wurde vergangenen Sonntag in einer Weihestunde 43 Krankenpflegerinnen und 33 Wochen-Kinderpflegerinnen das Diplom ihrer Schule überreicht. Die Lehrzeit ist beendet, das Abschlußexamen glücklich bestanden, und 76 junge Schwestern ziehen wohlausgerüstet für ihren schweren, schönen Beruf und voll freudigen Eifers hinaus in die Welt. Soll man sich da nicht von Herzen freuen über diesen Zuwachs von frischen, unverbrauchten Kräften für den Schwesternberuf, auch wenn er in diesen Zeiten des Schwesternmangels nur einem Tropfen auf einem heißen Steine gleichkommt? Die Zahl der diplomierten Pflegerinnenschulschwestern ist mit heute auf 1700 angewachsen.

Während drei langen, oft so mühsamen Jahren, schritten die Schülerinnen unentwegt auf ihr Ziel, die Erlangung ihres Diplomes, zu. Nun war es erreicht, und im Kreise ihrer nächsten Angehörigen feierten sie diesen wichtigen Tag. Was liegt nicht alles in den drei Jahren beschlossen an Mühe und Geduld der leitenden Schwestern und Unterrichtenden, aber auch an unermüdlicher Bereitschaft und gutem Willen der Schülerinnen, — so führte Frau Oberin Dr. M. Kunz aus. Die Lehrzeit ist keine leichte Zeit, aber ohne Ueberwindung von Schwierigkeiten erreicht man kein Ziel. Mit dem heutigen Tag ist aber die Entwicklung der Schwester nicht beendigt. Nein, es gilt, eine harmonische weitere Ausbildung der beruflichen, wie der rein menschlichen Qualitäten anzustreben. Schwester ist nur, wer von Herzen Schwester ist. Lohn, Freizeit und Vergnügen dürfen niemals im Zentrum eines Schwesternlebens stehen, auch heute nicht, wo man sich überall einsetzt für bessere Arbeitsbedingungen der Schwestern. Schwester ist nur, wer andere mit fürsorgender Liebe umgibt, wer das Verzichten um der Mitmenschen willen gelernt hat. Schwere Stunden, Kämpfe, Niederlagen werden nicht ausbleiben. Aber wer um das Licht weiß, fürchtet sie nicht und geht bereichert daraus hervor. Was die Schwester braucht, ist ein fester Grund unter den Füßen, ein Ort, wo sie Kraft und Mut schöpfen kann, wo sie zu Hause ist, und wer von Gott weiß, weiß um dieses zu Hause sein.

Wir leben in einer Welt, die den Zusammenbruch mancher Werte gesehen hat. Laßt uns den Glauben an die Güte nicht verlieren. Ihn wollen wir stärken und zur Entfaltung bringen. Es braucht heute mehr denn je Frauen mit mütterlichem Herzen und gütigem Verstehen. Möchten doch alle Menschen, mit denen Sie zusammenkommen, etwas von Glaube, Liebe und Güte spüren! . . .

Herr Pfarrer Ruhoff, Zürich, erläuterte in seiner Ansprache das Wort: Dienen. Man muß stark werden am inwendigen Menschen, um im rechten Sinne dienen

Michaela wußte nichts zu antworten, sie legte die Hand in die seine und sagte:

„Ja, ich schreibe. Gute Nacht. Auf Wiedersehen."

Er wiederholte:

„Gute Nacht. Auf Wiedersehen, Michaela."

Sie war schon in den dunklen Garten geschlüpft. Einen Augenblick stand sie unschlüssig. Es zog sie ans Meer. Aber wie konnte sie gehen, ohne daß er es bemerkte. Was würde er von ihr denken! Nein, sie mußte in ihr Zimmer hinauf, und sie mußte sich doch mit dem Meer beraten, mit dem Meer Zwiesprache haben. So nah bei ihm, ihre Glieder noch von seinen Wogen erquickt, ihr Ohr noch von seinem Rauschen erfüllt, sollte es ihr nicht mehr im Herzen sein? O doch, o doch, sie mußte nur zur Ruhe kommen, dann war das Eine wieder da, das man verliert in der Unruhe, in der Vermischung mit dem unzugehörigen Fremden. Sie hörte die Atemzüge des schlafenden Kindes. Sie machte kein Licht. Sie öffnete das Fenster weit. Mit der dunklen Kühle und dem Atem und Geruch des Meeres zog die Ruhe in ihr Herz, die sie erflehte. Lange, lange stand sie, still und atmend. Die Spannung löste sich. Die Müdigkeit löste sich. Die Küsse, die sie auf ihrem Gesicht noch gespürt hatte wie einen fremden Tau, waren ausgelöscht. Sie war wieder sie. Der Kartenkönig in beiderlei Gestalt — der gewohnten behäbigen mit den guten Gaben und der erst heute aufgetauchten jungen, schmalen, die noch mehr bedrängte, löste sich auf wie ein Nebel. Sie war wieder allein mit ihrem Schicksal. Bereit, sich führen zu lassen, zu lernen und zu leiden. Sie mußte doch noch wachsen im wilden Wald. Man konnte sie doch nicht schon nehmen und in einen Blumentopf setzen. Sie mußte noch wachsen zu ihrer eigenen Gestalt. Sie war ja fast noch ein Kind. Er wollte sie aus der Heimatlosigkeit erlösen. Aber die Welt ist ihre Heimat. Das Schicksal ist ihr Geleiter. Wo sie ist, umgibt sie Vaterhaus. Das wußte sie plötzlich. Wenn sie nur in der Mitte schwebt und sich nicht anstößt. In der Mitte von sich selber schweben, das ist es, was wir müssen und uns nicht locken lassen an den Rand. Er hat sie an den Rand gelockt. Darum mußte sie leiden. Aber jetzt hat sie ihre Mitte wiedergefunden. Er hat sie um ein Briefleln gebeten. Sie will ihm ein Briefleln schreiben. Es wird ihm nicht weh tun, oder nur einen Augenblick. Dann wird er es selber als richtig erkennen. Und das Schicksal, das sie so sanft abgelöst hat, hält auch ihm Heilung und Hilfe bereit.

Sie stellte noch einmal die rote Lampe so, daß sie den kleinen Schläfer nicht störte und schrieb noch einmal einen Abschiedsbrief in diesem Zimmer.

„Lieber Herr Major", schrieb sie, „Sie haben mir so viel geschenkt und gegeben. Sie haben mir einen Einblick in Ihr Leben geschenkt. Aber Sie haben nicht gesehen, daß ich fast noch ein Kind bin und noch sehr viel lernen muß. Ich habe nicht Angst vor der Heimatlosigkeit. In ihr lernt man. Wenn ich auch wieder gehe, so weiß ich, ich habe doch etwas in Ihrem Leben bewirkt: Sie haben die Fenster wieder aufgemacht, die seit neunJahren geschlossen waren. Sie haben die Tür aufgemacht. Jetzt wird eine andere eintreten. Sie wird mich ersetzen. Ich segne diese andere. Ihre Michaela."

Als Michaela am anderen Morgen erwachte, war ihr gleich alles wieder klar bewußt. Sie hatte wie Peters Fischlein in einem roten Eimer gefangen werden sollen, aber sie hatte den Weg ins große Meer wiedergefunden. Nur den Brief ihm zu geben, war noch schwer.

Die Eltern frühstückten wie jeden Morgen mit Peter und Michaela zusammen. Der Major schlug sich eben ein Ei auf, als er ans Telephon gebeten wurde. Die Majorin nahm hastig hier einen Schluck dort einen Biß, zankte mit Peter, der nichts verschuldet hatte; in so großer Spannung war sie. Der Major kam zurück:

„Nächste Woche ist die Besprechung."

„Gut", erwiderte die Majorin „Wann müssen wir fahren?"

„Für mich langt es übermorgen. Ihr könnt noch bleiben."

„Ich komme mit!" sagte die Majorin bestimmt. „Peter und Michaela können nicht allein zurückbleiben. So fahren wir alle, wann sagst du? Uebermorgen? Heute willst du das Fort besuchen."

„Ja, allerdings und die beiden Häsen. Es ist ja nicht von so großer Wichtigkeit, aber es kann nicht schaden, das noch mitzunehmen. — Gut. So bleibt es dabei. Haben Sie gehört, Fräulein Michaela?"

„Jawohl, Herr Major. Wir fahren übermorgen."

Peter schrie.

„Ich will aber nicht übermorgen fahren."

Michaela tröstete ihn:

„Wir können noch viele Muscheln suchen bis übermorgen. Wir können noch manche Sandburg bauen."

„Ja er soll sich nur über uns Burgen bauen!" lachte der Vater. „Wir sind dabei, ihm ein neues Vaterland zu schaffen, eines, auf das er stolz sein kann, das sich lohnt zu verteidigen und vor dem die Welt noch zittern soll!"

Michalea warf ein und fühlte, wie das Blut ihr dabei in die Wangen schoß, aber sie mußte es doch sagen:

„Sollten die Völker nicht einander lieben statt einander zu fürchten?"

Ada Paul: Kompositionen-Abend

Eine Seele, die mit Allgewalt nach künstlerischer Entladung verlangt! Ihr Programm ging vom religiösen Erlebnis aus, glitt über bildhafte Eindrücke bis zu fast orgiastischer Tanzesfreude und mündete wieder im Schoß der Gläubigkeit. Ein weiter Empfindungsbogen, den zu stützen Ada Pauls schöpferische Tonphantasie nicht überall ausreicht! Ihre kleinen Choralbearbeitungen bringen uns kaum dem Inhalt des Choralwortes näher. Ihre Gegenthemen erschöpfen sich häufig in kurzen Motivchen, die leicht den Eindruck von Kurzatmigkeit hervorrufen. Ada Pauls Fugen steigern sich mehr klanglich, als an Hand thematischer Architektonik. Hier macht sich eine besondere Eigenart der Komponistin geltend: ihre Liebe zum Ton, zum Klavierton, dem sie oft bis zu seinem letzten Verhallen nachträumt. Echtes Musikantenblut pulst in ihrem überaus anmutigen und ziervoll-kapriziös vorgetragenen Walzer: „Rosis Puppenkarussel" und ganz besonders in der „Tarantella der Nicoletta Schlatter", einem Bravourstück in welchem Ada Pauls pianistisches Können ganz besonders brillierte.

Anna Roner

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

zu können und den Reichtum an Erbarmen, Freudigkeit, Demut und Geduld den anvertrauten Menschen weitergeben. Aber dazu braucht es mehr als menschliche Kraft. Man muß verbunden sein mit der Quelle der Kraft, mit der göttlichen Hilfe. Dienet mit voller Hingabe und Treue, und das innere Glück, den leidenden Mitmenschen helfen und beistehen zu dürfen, wird Euer Lohn sein...

Mit der Ueberreichung des Diploms wurde jeder Schwester ein Lebensspruch mit auf den Weg gegeben, der sie durch die Mühen des Alltags begleiten soll. Ein Psalm, vom Schwesternchor vorgetragen und Bach'sche Musik umrahmten die Feier aufs Schönste. Ihren Ausklang fand sie im gemeinsam gesungenen, lieben alten Liede: „Befiehl du deine Wege...". A. A.

Pro Juventute berichtet über 1945/46

Dem aufschlußreichen Jahresbericht der schweizerischen Stiftung für die Jugend entnehmen wir, daß die vielseitigen Hilfswerke auch im abgelaufenen Jahr initiativ weitergeführt wurden.

Die Abteilung für Mutter und Kind hat nach dem Jahresbericht wertvolle Aufklärungsarbeit geleistet (Säuglingspflegekurse, pädagogische Ausstellungen, Vorträge usw.). In Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft konnten zahlreiche Erholungsferien für Frauen und Kleinkinder vermittelt werden. Die Auskunftstelle für Säuglingsfürsorge und Mütterschulung war dauernd stark beansprucht.

Von der Abteilung für das Schulkind sind zugunsten 2353 tuberkulosekranker oder -gefährdeter Kinder 70 592 Franken aus der Bundessubvention ausbezahlt, beziehungsweise zugesichert worden. Es wurde eine Enquete über das Anstaltswesen durchgeführt und den Problemen des Pflege- und Verdingkindes besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In enger Zusammenarbeit mit der Stiftung „Schweizerhilfe" betreute Pro Juventute 4716 Auslandschweizerkinder und 170 jugendliche Rückwanderer.

Die Abteilung für Schulentlassene und Freizeit berichtet, daß aus der Bundesfeierspende 1943 bisher an 2387 Gesuchsteller 477 315 Franken für Lehrstipendien ausbezahlt werden konnten. Aus verschiedenen Fonds wurden im Berichtsjahr an 207 Stipendiaten 40 080 Franken bewilligt. Es entstanden 32 neue Freizeit-Werkstätten.

Um den Anforderungen der neuerwachten internationalen Jugendhilfetätigkeit genügen zu können, ist im Zentralsekretariat ein „Internationaler Pro Juventute-Dienst" eingerichtet worden.

Für fürsorgerische Zwecke wurden im Berichtsjahr 2 710 985.39 Franken aufgewendet, wovon 1 360 000 Franken allein von den Bezirkssekretariaten verausgabt wurden.

Diese Zusammenfassung gibt natürlich nur einen lückenhaften Ueberblick über die mannigfaltige Kleinarbeit, die auch im vergangenen Jahre wieder von den 191 Bezirkssekretariaten und von den vielen tausend freiwilligen Helfern im ganzen Land mit großer Liebe zum Werk geleistet wurde. Der Bericht beweist einmal mehr, daß Pro Juventute das große Vertrauen, das ihr Behörden und Gönner und das ganze Volk entgegenbringen, hinlänglich verdient.

Gewissensfrage über dein Bett

Ein Hoteldirektor hatte den gewiß geschäftsklugen Einfall, neu ankom...enden Gästen einen Zettel aufs Zimmer legen zu lassen, auf dem alle Arten von Bettzurüstung skizziert waren; der Gast brauchte nur die ihm zusagende anzukreuzen, und er fand abends das Bett genau, wie bestellt, hergerichtet.

Der „Vita"-Ratgeber, der in seinem neuen Heft diesen Fall eifrigen „Dienstes am Kunden" erzählt, knüpft daran allerlei Betrachtungen über das Bett. Von einem guten Bett und einer vernünftigen Bedeckung hängt weit mehr für das Behagen und für die Gesundheit ab, als sich die meisten „träumen lassen". Der „Vita"-Ratgeber stellt darum einige Gewissensfragen an seinen Leser:

Ist dein Bett groß genug? Bewegungsstudien an Schlafenden haben gezeigt, daß man Platz braucht, um die Lage im Schlaf ungestört wechseln zu können. Ein genügend breites und langes Bett ist also ein unbedingtes Erfordernis der Gesundheit. Es sollte mindestens einen Meter in der Breite und zwei Meter in der Länge haben. Sind auch keine Klumpen in der Matratze, ist sie etwa zu weich, daß du dich ein Stück aufrichten mußt, um dich zu drehen, oder zu hart, sodaß sich dein Arm nicht bequem anschmiegt, wenn du auf der Seite liegst? Ist das Leintuch groß genug?

Wird dein Bettzeug täglich wenigstens eine halbe Stunde gelüftet? Wird es häufig gewechselt, die Matratze gut entstaubt?

Das Bett steht doch nicht zu dicht am Fenster oder an einer Außenwand oder so, daß dir die Morgensonne gerade ins Gesicht scheint?

Benutzest du das ruhigste Zimmer deiner Wohnung zum Schlafen? Liegt es so, daß keine anderen Personen hindurchgehen müssen, während du ruhst und kein Lärm hereindringt, weder von innen, noch von außen? Vor allem sei das Zimmer, in dem du schläfst, das am besten gelüftete der Wohnung!

Sorgst du dafür, daß du im Winter zugleich warm und leicht zugedeckt bist? Vollkommen erreicht du dies freilich nur mit einer Daunenstepdecke oder einer Kamelhaardecke. Anschaffungen, die den meisten unerschwinglich erscheinen. Man kann sich für das gleiche Geld ja einen neuen Anzug oder zwei Damenkleider kaufen, und für das Bett gibt man doch nicht so viel aus!

Soviel Fragen, soviel Wünsche, die dir einen gesunden Schlaf sichern möchten! Alles aufs Mal wirst du dir wahrscheinlich nicht erfüllen können; manche dieser Fehler verschulden Schlafstörungen, und oft genug verschwindet hartnäckige Schlaflosigkeit, wenn man die kleine Ursache beseitigt. Nicht bloß, wenn du krank bist, sondern auch in gesunden Tagen ist dir dein Bett ein treuer Helfer, wenn du seine Dienste richtig beanspruchst.

Kleine Rundschau

Jungbürgerfeier in Zürich

In feierlicher Versammlung wurden am letzten Sonntag in Zürich 3000 Jungbürgerinnen und Jungbürger in die Volksgemeinschaft aufgenommen. Die drei Aussprachen fanden großen Beifall. Nachdem Stadtpräsident Dr. Lüchinger die große Jungschar begrüßt und ihnen die Ideale der Demokratie nahegebracht hatte, sprachen ein Jungbürger und eine Jungbürgerin in sympathischer Art zu den Kameraden. Besonders die Ansprache des jungen Mädchens fiel auf durch Geradlinigkeit und Klarheit und sie schloß mit der Bitte, die Alten möchten nun nicht zu viel von den Jungen, die eine Kriegsjugend seien, erwarten, nachdem unter der alten Generation die Welt so durcheinander gekommen sei, am guten Willen der Jungen fehlt es offensichtlich nicht.

Eine weise Lösung

E. B. Norwegen, das es verstanden hat, den Uebergang aus der Zeit der Besetzung zu normalen Verhältnissen (Säuberungsprozesse, usw.) in Ruhe und Würde durchzuführen, hat die heikle Aufgabe, sich der „Kriegskinder", deren Mütter normegische Mädchen, deren Väter aber deutsche Soldaten sind, anzunehmen, richtig angefaßt. Diese Mütter, über 5000 Normegerinnen, waren zuerst in Lagern zusammengefaßt worden, damit man sie auf politische Zuverlässigkeit und auf ihren Gesundheitszustand hin kontrollieren, aber zugleich auch vor der empörten Bevölkerung schützen konnte. Nun, da die Gemüter ruhiger geworden, wurden alle, mit Ausnahme der des Landesverrats beschuldigten und der Kranken, entlassen, dem Arbeitsmarkt zugeführt und placiert. 300 Geschlechtskranke wurden in einem Lager unter ärztlicher Aufsicht so lange behalten, bis sie geheilt entlassen und placiert werden konnten, ein kleiner Rest den Heimatgemeinden zugeführt. Die Kinder aber konnten alle dank den Bemühungen weitsichtiger Menschenfreunde von rechtschaffenen Eltern in Norwegen adoptiert werden. Nur 25 geistesschwache Kinder wurden vom Staat übernommen und in Pflege gebracht. Im ganzen soll es sich um 5000 bis 6000 Kinder handeln, die nun unter normalen Verhältnissen als Norweger-Kinder aufwachsen können.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistr. 26. Montag, 25. November 17 Uhr: Musiksektion. Liederabend Lucia Corridori, Sopran aus Luzern; Hilde Wismann, Klavier, aus Zürich. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Bern: Der Frauenstimmrechtsverein Bern veranstaltet Donnerstag, den 28. November 1946, 20 Uhr, im großen Saal des „Daheim" einen Filmabend, an welchem der Frauenstimmrechtsfilm „Die Bank der Unmündigen" vorgeführt wird. In der Pause Bücherverkauf. Nach dem Film Tee mit gemütlicher Aussprache. Eintritt 80 Rp.

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Nur für Sie" heißt das kleine Radio-Magazin der Frau, das Montag, den 25. November, um 16.30 Uhr, zu vernehmen sein wird. Dienstag, den 26. November, um 16.40 Uhr, spricht Dr. Elisabeth Binz-Winiger über „Die Frau und der Film" und Donnerstag, den 28. November, um 13.30 Uhr, steht die Sendung „Notiers und probiers" auf dem Programm. „Die halbe Stunde für die Frau" ist Freitag, den 29. November, um 16.30 Uhr, dem Thema „Liebe und Ehe" gewidmet. Paula Maag plaudert über „Nach 20 Ehejahren" und Rösy von Känel entwickelt Gedanken über „Liebe und Ehe". Gleichentags um 18.00 Uhr liest die Schriftstellerin Johanna Böhm aus ihrem neuen Buch „Erika und die weite Welt".

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur. Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

SCHAFFHAUSER WOLLE
MALOUS ET BEAUTÉ

Auch für Zinngeschirr
Kristallglas, Gold, Platin, Anticorodal ist Werno-Silb das ideale Putz- und Pflegemittel.
Fr. 1.50, 3.50, 6.— ohne Wust

In einschläg. Geschäften. Wo nicht erhältlich, direkt von der Drogerie Wernle & Co. Zürich

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Fiad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon

Elektr. Rasierapparate

...von SCHÄR
Bahnhofstraße 31, Tel. 239582
Zürich

warme Damen-Unterwäsche
Pfister Wirz
Zürich/Rennweg 57
Zweigstr. zu Schaffhauserm.

761/2

Vorteilhafter Hausschuh aus braunem Kamelhaarstoff mit isolierender Filzzwischensohle. Praktischer Reißverschluß.
Damen Fr. 16.—
Herren Fr. 17.80
Gleicher Artikel in Samt oder Manchester mit echtem Lammfellfutter
Damen Fr. 30.80 Herren Fr. 33.80
BALLY AROLA SERVICE
bürgt für zuvorkommenden Kundendienst.
Schuhhaus Götzen
Zürich Schipfe 7

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Tissot *Extra-flach*
Chrom Stahlb. ab Fr. 82.—
Gold 14 Kt. „ Fr. 200.—
Gold 18 Kt. „ Fr. 225.—

GALLI ZÜRICH
Bellevueplatz

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7